



Auszug zur Schlacht bei Kappel

(Glasgemälde der Predigerkirche in Zürich)

ZWINGLIANA.

Mitteilungen zur Geschichte Zwinglis und der Reformation.

Herausgegeben vom

Zwingliverein in Zürich.

1916. Nr. 1.

[Band III. Nr. 7.]

Anna Reinhart,
die Gattin Ulrich Zwinglis.

Von

Oskar Farner, Pfarrer in Stammheim.

Dass selbst wir Zürcher über die Frau unseres Reformators nicht eben viel Bescheid wissen, hat seinen ganz einfachen Grund: die Quellen zu diesem Leben fliessen äusserst spärlich. Freilich ist mancherorts nicht einmal das Wenige bekannt, und darin mag die Rechtfertigung dieser Lebensskizze liegen. Sie bezweckt zudem das andere, Wahrheit und Dichtung etwas genauer auseinanderzuhalten, als es in den meisten bisherigen Versuchen, Anna Reinhart biographisch darzustellen, geschehen ist. So viel ich sehe, gehen ziemlich alle volkstümlichen¹⁾, aber teilweise sogar die wissenschaftlichen Abhandlungen²⁾ in dieser Hinsicht auf Salomon Hess zurück, der als erster im Jahre 1819 eine Lebensgeschichte von Zwinglis Gattin herausgab³⁾, eine Lebensgeschichte aber, die so schwülstig und ungenau und deren Verfasser im Fabulieren so unverfroren ist, dass sie den Anforderungen einer exakten Geschichtschreibung durchaus nicht genügt. Nüchterner und zuverlässiger

¹⁾ Vergl. z. B. E. Diethoff, *Edle Frauen der Reformation* S. 41—58; Heinrich Merz, *Christliche Frauenbilder*⁶, I. Band S. 344—362; Alfred Usteri, *Anna Zwingli*, *Religiöses Volksblatt* 1897, S. 86 f.

²⁾ *Zwinglibiographien* von R. Christoffel 1857, J. C. Mörkofer 1867 und R. Staehelin 1897.

³⁾ *Anna Reinhard, Gattin und Wittve von Ulrich Zwingli, Reformator.* Zürich, gedruckt und in Commission bey Caspar Näf. 1819.

ist das 1835 erschienene Schriftchen von Gerold Meyer von Knonau: „Züge aus dem Leben der Anna Reinhard, Gattin des schweizerischen Reformators Ulrich Zwingli. Erlangen, Verlag von Carl Heyder“; doch ist hier wiederum nicht alles Quellenmaterial berücksichtigt.

Über die ersten zwanzig Lebensjahre von Anna Reinhard⁴⁾ wissen wir rein nichts. Ihre ganze Jugend liegt für uns völlig im Dunkel. Wir erfahren erst gelegentlich ihrer ersten Verheiratung ums Jahr 1504, dass sie „von ehrlichen lüten her gsyn“, dass ihre Eltern Osswald Reinhart und Elssbetha Wyzürnin hiessen und dass sie selbst „ein überus schön mentsch gewesen syn soll“⁵⁾. Auch das Geburtsjahr lässt sich aus einer spätern Angabe annähernd bestimmen; Zwingli sagt nämlich in seiner am 30. Juni 1525 erschienenen Schrift „Von dem Predigtamt“ von ihr: „sy ist zü vierzig jaren“⁶⁾, d. h. ungefähr 40 Jahre. Hess mag also in diesem Punkte mit der Fixierung 1484⁷⁾ eher recht haben als Meyer von Knonau, der 1487 annimmt⁸⁾. Im Glückshafenrodel von 1504 steht „Annli Reinhart zum Rössli“, als Einlegerin, genannt: Oswald Reinhardt ist demnach ohne Zweifel Gastwirt zum Rössli gewesen⁹⁾. Hess weiss auch genau, dass die Reinhart ursprünglich ein altes, adliges St. Galler Geschlecht gewesen seien; der Grossvater Hans Reinhart habe 1432 das Bürgerrecht in Zürich erhalten. Leider sagt er nicht, wo er die „Stammregister“ der Familie Reinhart gefunden hat, in denen noch Annas Vater Oswald angeblich „Junker“ genannt wurde. Mag es sich mit diesem Adel früher verhalten haben wie es will, jedenfalls trifft der Zwinglibiograph Staehelin das Richtige, wenn er von Anna Reinhard sagt: „Sie stammte aus bürgerlicher Familie“¹⁰⁾, denn nur unter dieser Voraussetzung versteht sich das Folgende.

⁴⁾ Dies die richtigere Schreibart als Reinhard; Zwingli selber schreibt „Reinhardtinn“ (II, 1, 320 und VIII 134); vergl. auch die Familienchronik Meyer v. Knonau S. 27 („Reinhardtin“).

⁵⁾ Aus einer zürcherischen Familienchronik. Neu herausgegeben von Gerold Meyer von Knonau. Frauenfeld, J. Huber. 1884.

⁶⁾ Zwingliwerke (alte Ausgabe) II, 1, 320.

⁷⁾ Sal. Hess, Anna Reinhard² 69.

⁸⁾ G. Meyer v. Knonau, Züge aus dem Leben der Anna Reinhard, S. 9. 1835.

⁹⁾ Zürcher Taschenbuch 1882 S. 224. Das alte Zürich, 2. Aufl., I. S. 239.

¹⁰⁾ R. Staehelin, Huldreich Zwingli I 223.

Anna Reinhart tritt erst im Jahre 1504 in das Licht der Geschichte, und sie verdankt das dem Umstand, dass sich damals ein sehr vornehmer Zürcher in das ungefähr zwanzigjährige und, wie wir bereits gehört haben, überaus schöne Mädchen verliebte. Das war der Junker Hans Meyer von Knonau, der einzige Sohn¹¹⁾ des Ratsherrn Gerold Meyer und der Anna von Hinwil; der Vater Gerold stand im Amt des Reichsvogtes, der die Ausführung des Todesurteils Waldmanns am 6. April 1489 auf des Hegnauers Matten zu leiten hatte. Das Geburtsjahr des jungen Hans Meyer haben wir nicht ausfindig machen können, ebenso wenig ist etwas davon bekannt, wie der junge Herr auf Anna Reinhart aufmerksam wurde und von wann an der Entschluss, sie zu heiraten, bei ihm feststand. Um so genauer sind wir über den Zorn des Vaters unterrichtet, als er von der Sache hörte. Junker Hans befand sich im Jahre 1504 am Hofe Hugos von Hohenlandenberg, des Bischofs zu Konstanz, eines Veters seines Vaters, wurde dann aber von diesem anfangs September zu dem Zwecke heimgerufen, „inn durch ain Heyrath zu versächen“¹²⁾. Nach den Familienschriften der Meyer von Knonau handelte es sich um eine offenbar adlige Tochter im Thurgau, deren Namen man freilich nicht kennt. Von den meisten Biographen ist übrigens schon der Aufenthalt des jungen Meyers in Konstanz mit dessen Liebschaft mit Anna Reinhart in Zusammenhang gebracht worden; so heisst es in den „Zügen aus dem Leben der Anna Reinhard“, der Vater habe ihn dorthin versetzt, „vielleicht um bereits vorhandene zärtliche Eindrücke in den Zerstreungen eines bedeutenden Hofes erlöschen zu machen“¹³⁾. Sicher ist, dass der nach Zürich zurückgekehrte Sohn auf die Pläne des Vaters nicht eingeht, sei es, dass ihm die vorgeschriebene Thurgauerin nicht passt, oder sei es, dass er wirklich sein Herz schon verschenkt hatte. Kurz, es kam zum Bruche zwischen dem unerbittlichen Vater und dem in Liebe entbrannten Sohne. Dieser achtete alle Vorstellungen und Warnungen seiner Verwandtschaft gering und schloss hinter dem Rücken seines Vaters mit seiner Geliebten die Ehe. Die gänzliche Ent-

¹¹⁾ Seine einzige Schwester war mit dem Sohn des Bürgermeisters Marx Röst, Kaspar, verheiratet; Familienchronik S. 27.

¹²⁾ G. Meyer von Knonau, Züge aus dem Leben der Anna Reinhard S. 11.

¹³⁾ S. 10.

erbung des masslos erbitterten Vaters war die Folge; „hat auch disen sohn niemahls mehr begnadet, und ist an synen tisch nie mehr khomen. Aber die Reinhartin hatte disen ihren eegemachel und er sy widerumb lieb“¹⁴⁾.

Warum mag der Vater Meyer sich so energisch gesträubt haben, der Verbindung seines Sohnes mit Anna Reinhart den väterlichen Segen zu geben? Es genügt nicht, darauf hinzuweisen, dass die Eltern Reinhart bürgerliche Leute und, wie das Folgende zeigen wird, wenig bemittelt waren, dass also eine Heirat mit deren Tochter in den Augen der sehr vornehmen Familie Meyer von Knonau nicht als standesgemäss gelten konnte. Von dieser Überlegung aus liesse sich wohl eine anfänglich starke Opposition und schliesslich eine vorübergehende Verstimmung, aber nicht der unversöhnliche, fast unmenschliche Zorn des Vaters verstehen. Wir erfahren nämlich, dass er die schönsten Familienkleinode in seinem grenzenlosen Unwillen verkaufte, vermachte und verschenkte — „ouch synem tochtermann dem Röusten hat er vil angehenkt“¹⁵⁾ —, ferner heiratete er in zweiter Ehe Frau Anna Rey und errichtete ihr 1507 ein Leibding von 6000 Gulden. Doch das Folgeschwerste kam erst nach etlichen Jahren; noch 1512 war er dermassen verletzt, dass es nur einer Aufhetzung von gewissenloser Seite bedurfte („unbedachterwyß uß anlaß etlicher der rätthen zum Schneggen bim thrunk“¹⁶⁾), so ging er am Samstag vor Palmsonntag hin und erklärte vor Hans Effinger, dem Schultheissen der Stadt Zürich, „daß er an Bürgermeister und Räte die Vogteien Knonau, Obermettmenstetten, auf Aeugst, zu Borsikon und Breitenmatt, mit Allem, was dazu gehöre, insbesondere den Vogtsteuern, ebenso den grossen und kleinen Zehnten im Kirchspiel Knonau, weiter den Meyerhof zu Knonau mit allen Grundstücken verkaufe . . . Allerdings war, während 112 Jahre früher die Vogteien Knonau und Borsikon um nur 150 Gulden angekauft worden waren, der Verkaufspreis jetzt 650 Gulden; allein dafür war jetzt auch der grosse Meyerhof mit eingeschlossen, welcher allein bei einem spätern Verkaufe 10 000 Gulden galt“¹⁷⁾. Aber eben, warum verschleuderte er denn die so kostbaren Familiengüter auf diese unverantwortliche Weise, statt sie seinem Sohne und durch

¹⁴⁾ Familienchronik S. 27. — ¹⁵⁾ Ebenda S. 27. — ¹⁶⁾ Ebenda S. 27. — ¹⁷⁾ Ebenda S. 28.

ihn seinem Geschlechte zu erhalten? Da muss man an das denken, was man über diesen jungen Hans Meyer in den sog. Nachgängen, d. h. Verhörakten, die im Zürcher Staatsarchiv liegen, erfährt. Man gewinnt dort an verschiedenen Stellen den Eindruck, dass er ein offenbar etwas überstelliges, zu losen Streichen allezeit aufgelegtes Herrensöhnchen gewesen sein muss, unter den wilden Gesellen seines Standes vielleicht der wildeste. So zog er z. B. an einem Neujahrstage mit den jungen Kameraden der Junkernzunft zum Rüden in grossem Übermut durch die Stadt. Man hatte es vor allem auf die Frauenklöster abgesehen und trieb dort mancherlei Unfug. Im Fraumünster wurde mit den Nonnen getanzt, und im Chor der Kirche bewarf man sich mit Stühlen und Büchern. Im Ötenbach klirrten Fensterscheiben und flogen Federn aus durchstochenen Kissen herum; im Dominikaner-Frauenkloster an der Brunnngasse schüttete Hans Meyer einer ihn zur Ruhe weisenden Nonne den Wein ins Gesicht, warf ihr das Glas auf die Achsel und beschimpfte sie. Dieser Unfug wurde eingeklagt und sämtliche Beteiligte ins Verhör gezogen. Es scheint dieselben keine bürgerliche Strafe getroffen zu haben; aber wenigstens fiel der ausgelassenste dieser Junker, Hans Meyer von Knonau, in den kirchlichen Bann ¹⁸⁾.

Nun begreifen wir, warum Gerold Meyer von Knonau seinen Hans an den bischöflichen Hof nach Konstanz schickte; es war in der Tat nichts Überflüssiges, dass er am rechten Orte sich in den feineren Lebensformen vervollkommnete. Wir verstehen aber auch, was der Vater offenbar mit der von ihm so eifrig betriebenen und so klug vorbereiteten Verheiratung im Sinne hatte: er wollte ihm seinen Mutwillen zähmen helfen und den wilden Jüngling durch eine eigene Häuslichkeit zu einem ehrbaren Bürger und gefreuten Fortpflanzer seines Geschlechtes machen. Er war doch eben sein einziger Sohn — kein Wunder, wenn der alternde Vater für die Zukunft alles auf diese Karte setzte. Und nun schlug dieser Sohn bei dem wichtigsten Dienst, den er ihm noch erweisen konnte, die väterliche Hilfe kurzweg aus und nahm anstelle der aufs sorgfältigste für ihn ausgewählten Lebensgefährtin die erste beste zur Frau. Man halte damit zusammen, dass Annas Vater Gastwirt zum Rössli

¹⁸⁾ J. C. Mörkofer, Ulrich Zwingli I. 43 ff.

gewesen sein soll, dann wird es vollends geheissen haben: eine Wirtstochter wollen wir nie und nimmer in unser Haus, er werde sie allenfalls bei einem Trinkgelage kennen gelernt haben; fürwahr! die werde jetzt dann schon geeignet sein, sein lockeres Wesen zu be- meistern! Der Vater befürchtete ohne Zweifel, dass es mit dieser Heirat um seinen Sohn und damit um die Ehre seines Familien- namens geschehen sei; darum — aus dem alten Adelsstolz heraus — enterbt er ihn, darum verkauft er seine Herrschaftsrechte im Knonaueramt und will jetzt zugunsten der Stadt lieber wenig dafür, als dass hernach ein ungeratener Sohn und schlimmer Verschwender ein Stück ums andere an wer weiss wen verschachert.

Doch sei dem, wie ihm wolle, jedenfalls hatte das herzlose Verhalten des Vaters für das junge Ehepaar in ökonomischer Hinsicht harte Folgen. Wir wissen eigentlich von da an über Hans Meyer nur noch das eine, dass er oft in fremde Dienste gezogen ist und so z. B. im Jahre 1513 als Schützenfähnrich dem letzten grossen Sieg der Eidgenossen bei Novarra beigewohnt hat. Er wird aus finanziellen Gründen die Fremde aufgesucht haben, weil er wohl bloss auf diese Weise sich und seiner Familie ein nennenswertes Einkommen verschaffen konnte. Dass ihn das durch den väterlichen Groll nicht beeinträchtigte Zutrauen der adligen Zunft 1510 in den grossen Rat wählte, mag ihn ja wohl hoch erfreut haben, aber damit war seiner für ihn peinlichen Mittel- losigkeit so wenig abgeholfen, wie durch die ungetrübte Gunst des Konstanzer Bischofs, der ihm anfangs 1515 „zu bewegung aines lustigen thrunks“ 200 geräucherte Gangfische verehrte; „dan dir zu Gnaden sind wir genaigt“¹⁹⁾. Die Lage der jungen Frau Meyer von Knonau mag damals oft recht schwierig gewesen sein: während ihr Mann im fernen Lande die Gefahr und Mühsal des Kriegsdienstes ertrug und sich dabei, wie man weiss, den Keim einer unheilbaren Krankheit und eines frühen Todes zuzog — einer seiner Waffengefährten soll am Abend nach einer Schlacht aus Italien heimgeschrieben haben: „Der Meyer schläft unter den Stucken“²⁰⁾ —, unterdessen lebte Anna Reinhart in banger Sorge nicht nur um ihren Gatten, sondern auch um ihre Kinder, die mit bescheidenen Mitteln doch einigermassen standesgemäss zu

¹⁹⁾ Meyer v. Knonau, Züge aus dem Leben der Anna Reinhard, S. 12 f.

²⁰⁾ Ebenda S. 13; Stucken = Kanonen.

erziehen, ihr so häufig und immer wieder so lange allein oblag. Der Ehe waren nämlich zwei Mädchen und ein Knabe entsprossen: Margaretha geb. 1505, Agathe geb. 1507 und Gerold geb. 1509²¹⁾. Vielleicht darf die Vermutung ausgesprochen werden, dass Hans Meyer, weil er seinen Sohn auf den Namen des Grossvaters taufen liess, doch immer noch an die Möglichkeit der Versöhnung mit diesem glaubte.

Und so unwahrscheinlich diese Hoffnung auch jahrelang schien, so hat sie sich eines Tages doch ein wenig zu erfüllen begonnen, und zwar eben durch diesen kleinen Gerold. Es war im Jahre 1512, als Anna Reinhart eines Tages ihre Magd auf den Fischmarkt schickte. Der damals dreijährige Gerold durfte mit und wurde, bis die Dienstmagd ihre Fische gekauft und bezahlt hatte, in eine Fischerbrente gesetzt. In diesem Augenblick stand zufällig der Ratsherr Gerold Meyer von Knonau in dem an das Rathaus angebauten Hause der Schildnerschaft zum „Schneggen“ am Fenster, das geschäftige Leben des Fischmarktes betrachtend. Da fiel ihm das muntere, schöne Kind auf, das dort in jener Kufe spielte, und er erkundigte sich, wem es gehöre. Wie gross war sein Erstaunen, als es hiess, es sei sein Enkel, und noch grösser die Rührung! Er liess es sich bringen, schloss es weinend in seine Arme und sprach: „Wie wol dyn vatter mich erzürnt, will ich doch dich desse nit entgelten lassen, und will dich an dynes vatters statt zum kind und ehrben annehmen“²²⁾. Das trug sich wahrscheinlich nur ganz kurze Zeit nach jener unbesonnenen Verkürzung seines Hauses zu, zu der sich der Grossvater ebenfalls im Schneggen hatte bereden lassen. Wie schade, dass er auf seinen frischen, schönen Enkel nicht ein paar Wochen vorher aufmerksam geworden ist! Was er freilich wieder gutmachen konnte, das tat er und hielt sein dem Kleinen gegebenes Versprechen: sechs Jahre lang, bis zu seinem Tod, behielt er den jungen Gerold bei sich und überwachte seine Entwicklung, und als er im Jahre 1518 starb, blieb der Enkel unter der Obhut seiner Stiefgrossmutter

²¹⁾ Dies wohl die wahrscheinlichere Reihenfolge als in den „Zügen aus dem Leben der Anna Reinhard“, wo der 1509 geborene Gerold als das erste Kind genannt ist, erst hierauf (1510) Margaretha und (1512) Agatha; vgl. dagegen Chronik des Bernhard Wyss S. 33, Anmerkung 3.

²²⁾ Familienchronik S. 28 f.

abermals zwei Jahre im Meyerhof, bis nämlich auch diese 1520 das Zeitliche segnete. Von einer Aussöhnung zwischen Hans Meyer und seinem Vater verlautet nichts, doch werden durch die Überlassung des einzigen Söhnleins an die Grosseltern die Beziehungen zwischen beiden Häusern doch etwas freundlichere geworden sein.

Übrigens starb im Jahre 1517 Hans Meyer, und Anna Reinhart war mit ihren ungefähr 33 Jahren schon Witwe. Wenn ihr auch in der Person des Schultheissen Hans Effinger ein uneigen-nütziger und um das Wohl ihrer Kinder treu besorgter Vormund an die Seite gegeben wurde, so mag, wie aus späterem erhellt, damals die Aussicht in ihre Zukunft keine allzu rosige gewesen sein. Denn sei es, dass das Familienvermögen der Meyer von Knonau durch jenen unüberlegten und nicht mehr gut zu machenden Streich ihres Schwiegervaters ohnehin stark dezimiert war, sei es, dass Anna Reinhart immer noch nicht für vollwertig angesehen, sondern für immer als eine halbe Fremde behandelt wurde, kurz, es kam zu für sie unerquicklichen Verhandlungen und Prozessen wegen der Ausrichtung eines Leibdinges. Im übrigen ist über ihre Witwenzeit rein nichts bekannt, ausser dass sie mit ihren beiden Töchtern und von 1520 an auch wieder mit ihrem Sohn im „Höfli“ wohnte²³⁾.

Erst nach Jahren taucht sie wieder aus dem Dunkel auf, und zwar überraschenderweise an einem ganz anderen Ort: im Briefwechsel des seit Neujahr 1519 in Zürich wirkenden Leut-priesters Ulrich Zwingli. Zuerst nur in ungewissen Andeutungen: im Mai 1522 schreibt sein Freund Glarean aus Basel, hier gehe das Gerücht, Zwingli habe eine Witwe geheiratet²⁴⁾. Am 8. Juli 1522 steht in einem Briefe Berchtold Hallers in Bern die Notiz, Herr Thomas Wyttenbach habe ihm einiges über die Heirat an-vertraut (de rebus uxoriis), und der Wunsch, Zwingli möchte ihm und den andern Bernern darüber klare Auskunft geben²⁵⁾. Zwei Wochen später schliesst Myconius, damals der intimste Freund

²³⁾ Chronik des Bernhard Wyss, herausgegeben von Georg Finsler, S. 33,7.

²⁴⁾ VII 197. Aus dem Briefwechsel ist hier durchgehends nach der alten Ausgabe (Schuler und Schulthess) zitiert.

²⁵⁾ VII 207 (hier noch die ungenaue Lesart „de rebus uxoris“; vgl. neue Ausgabe VII 534,5).

Zwingli, einen Brief an diesen mit dem Gruss: „Vale cum uxore quam felicissime et tuis omnibus!“²⁶⁾ Noch nicht so gut über die Sache unterrichtet ist Salzmann in Chur, der am 26. August berichtet von „wunderlichen Sachen, die man hier über dich erzählt“²⁷⁾. Ferner bittet ihn Johannes Zwick aus Riedlingen im November desselben Jahres um Aufklärung darüber, ob er, Zwingli, wirklich wie seine Kollegen eine Frau habe; ihm sei nämlich jüngst zu Ohren gekommen, „daß du mit der Tochter des Bürgermeisters öffentlich Hochzeit gefeiert habest“²⁸⁾. Und im Jahr 1523 macht Johannes Kessler in St. Gallen in seine Hauschronik über Zwingli folgenden Eintrag: „wir werden nach von sinen gaben vil nutztes erwarten; dann er nach in kreftigem alter mit ainer eelichen frowen Margarita Maierin und kindli zü Zürich lebt, siners altars XL jahr“²⁹⁾. Aber noch anfangs 1524 wusste man in Solothurn nichts Bestimmtes darüber, nur gerüchtweise verlautete, „Zwingli habe eine gar reiche und schöne Frau geheiratet“, wie Melchior Dürer dem Myconius schreibt³⁰⁾. Es besteht kein Zweifel darüber, dass sich alle diese Anfragen, Mitteilungen und Andeutungen auf unsere Anna Reinhart beziehen. Aber die vielerlei Ungenauigkeiten, die dabei mit unterlaufen, beweisen zur Genüge, dass Zwingli seine Verheiratung mit der Witfrau Meyer geheimhielt, so dass beim natürlich dennoch erfolgenden, langsamen Durchsickern des Sachverhaltes allerhand Unrichtiges behauptet wurde. So hatte man scheinths in St. Gallen im Laufe eines ganzen Jahres nicht einmal den genauen Namen der in Frage stehenden Frau in Erfahrung bringen können; denn sie hiess nicht Margarita, wie Kessler meint, sondern eben Anna; ausserdem drängt sich einem beim Lesen jener zwei kurzen Sätze der Sabbata die Vermutung auf, Kessler könnte meinen, Zwingli habe selber schon Kinder, müsste dann also nach der Meinung der St. Galler schon längere Zeit verehelicht sein. Auch Zwick in Riedlingen ist schief unterrichtet, denn erstens war Anna Reinhart nicht die Tochter des Bürgermeisters, sondern nur die Schwiegertochter eines Rathsherrn, und zweitens war seine Mitteilung von Zwinglis öffentlicher Hoch-

²⁶⁾ VII 210. — ²⁷⁾ VII 221. — ²⁸⁾ VII 247. — ²⁹⁾ Sabbata, herausgegeben vom historischen Verein des Kantons St. Gallen. 1902. S. 91. — ³⁰⁾ Mörkfers Zwinglibiographie I 211.

zeit noch um ungefähr 1½ Jahre verfrüht. Und eben so übel beraten ist Dürr, wenn er Zwinglis Frau für reich hält.

Es lässt sich nicht bestimmt sagen, wann und wie Anna Reinhart und Zwingli aufmerksam aufeinander wurden, aber da ihre Häuser nicht weit voneinander standen, werden sie sich eben vorerst als Nachbarn kennen gelernt haben. Das sie näher verbindende Glied mag dann Annas munterer und gelehriger Sohn Gerold geworden sein, den wir uns wahrscheinlich unter Zwinglis ersten Zürcher Schülern denken dürfen. Schon anfangs 1521, also bereits zwei Jahre, nachdem er nach Zürich gekommen war, sehen wir Zwingli mit dem erst zwölfjährigen Gerold Meyer von Knonau in einem ungewöhnlich vertrauten Verhältnis stehen. Das geht vor allem aus dem Brief hervor, den Gerold im Frühling 1521 von Basel aus an Zwingli schrieb³¹⁾. Dieser hatte den jungen Meyer bei Jakob Nepos, dem trefflichen Griechischlehrer, angemeldet und nach dem Termin des Eintritts gefragt, worauf Nepos antwortete, er freue sich, den jungen Studenten nach Ostern erwarten zu dürfen³²⁾. Und der scheint dort kaum recht heimisch geworden zu sein, als er an seinen Lehrer und Berater in Zürich einen lustigen, lateinischen Brief verfasst, dessen Ton an Vertrautheit über das hinausgeht, was wir sonst in Schülerbriefen zu lesen gewohnt sind.

Es ist bereits angedeutet worden, dass die am 21. Juli 1522 sicher schon vollzogene³³⁾, vielleicht aber schon vor dem Mai desselben Jahres geschlossene³⁴⁾ Ehe Zwinglis mit Anna Reinhart zuerst geheim gehalten wurde, und wenn wir erfahren, dass diese Heimlichkeit rund zwei Jahre dauerte und dass ihr erst ein Ende gemacht wurde, als es nicht mehr ging, weil ein Kind in Aussicht war, so drängt sich uns die Frage nach dem Grunde dieses für unsere Begriffe so sonderbaren Verhaltens auf. Ohne nun Dinge beschönigen zu wollen, die nun einmal peinlich sind und bleiben, darf erstens daran erinnert werden, dass eine heimliche Ehe nach damaligem Empfinden nichts unter allen Umständen verwerfliches war. Wir wissen von einer ganzen Reihe von sehr geachteten Geistlichen, die zu jener Zeit und vorher in diesem Zustande lebten, wir brauchen nur an Bullingers Vater, den ehren-

³¹⁾ VII 181 f. — ³²⁾ VII 169. — ³³⁾ VII 210. — ³⁴⁾ VIII 197.

werten Dekan Heinrich Bullinger von Bremgarten³⁵⁾ und an den Vater von Zwingli's Freund Leo Jud, den Pfarrer Johannes Jud in Rappoltstein im Elsass zu erinnern; die Frau des erstern war Anna Wiederkehr, die Tochter eines wohlhabenden Bremgartner Müllers, die des letztern hiess Elsa Hochsängin und entstammte einem angesehenen Solothurner Geschlecht³⁶⁾. Zweitens lag es im Charakter des reformatorischen Vorgehens Zwingli's, mit den Neuerungen erst langsam hervorzutreten, erst wenn er das Gefühl hatte, dass das Volk einigermaßen dafür reif geworden sei, und selbst dann liess er, wie wir es auch bei andern Sachen beobachten können, gerne zuerst andern bei der praktischen Durchführung den Vortritt, wenngleich er im Prinzip mit dem Alten mindestens so gründlich gebrochen hatte, wie diese. Für ihn persönlich lag die Sache so: auf der einen Seite war es ihm nach seiner sittlichen Niederlage in Glarus und Einsiedeln Gewissenspflicht, sich mit einer ihm ebenbürtigen Frau ehelich zu verbinden, auf der andern Seite aber waren trotz seinen Bemühungen³⁷⁾ die kirchenrechtlichen Grundlagen, dies ohne Anstoss tun zu dürfen, noch nicht gegeben — so rettete er sich in diesen schon vorher von andern gewählten Kompromiss einer heimlichen Verbindung, die er sicher von Anfang an öffentlich bekannt zu geben gesonnen war, sobald die Verhältnisse es gestatteten, sobald aus dem öffentlichen Kirchgang der evangelischen Sache kein Schade mehr erwachsen konnte. Dass wir mit dieser Erklärung auf der richtigen Fährte sind, mag aus des Reformators eigenen Worten erhellen, die er nach Mörkofer³⁸⁾ im Jahre 1528 geschrieben hat: „Es gab einige unbesonnene oder falsche Brüder, welche das Christentum mit der Ehe beginnen wollten, wobei ich die Sache nicht missbillige, sondern die Ansicht. Denn es ist eine falsche Ansicht, dass sich das Christentum vornehmlich in der Ehe zeige. Diese scheinen eher Anlass zu Unruhen gegeben als vermieden zu haben!“ Ohne Zweifel hatte Zwingli mit dieser Kritik in erster Linie

³⁵⁾ Carl Pestalozzi, Heinrich Bullinger, Elberfeld 1858. S. 3ff.

³⁶⁾ Carl Pestalozzi, Leo Judä, Elberfeld 1860. S. 1.

³⁷⁾ Am 2. Juli 1522 hatten zehn schweizerische Geistliche mit Ulrich Zwingli in einer Bittschrift vom Bischof zu Konstanz u. a. die Abschaffung des Cölibates verlangt; vgl. Chronik des Bernh. Wyss S. 24.

³⁸⁾ I S. 212.

Wilhelm Röubli, der als Pfarrer zu Wytikon am 28. April 1523 als erster zürcherischer Geistlicher zur Ehe schritt, und andere später zu den Täufern übergegangene Kollegen im Auge. Wir merken schon hier, was uns nachher erst recht klar werden wird, dass Zwingli mehr als andere das Eheleben als Privatsache behandelt wissen will, in die sich niemand anders zu mischen hat. Schliesslich ist drittens nicht zu übersehen, dass sich der zweiten Verheiratung Anna Reinharts vonseiten der Familie Meyer von Knonau Hindernisse in den Weg stellten, so dass die Ausscheidung ihres Vermögens von ihrem Bruder Bernhard Reinhart durch obrigkeitlichen Spruch ausgewirkt werden musste³⁹⁾, und wenn wir in Eglis Aktensammlung zur Geschichte der Zürcher Reformation⁴⁰⁾ lesen, dass noch am 3. April 1525 entschieden werden musste, es sei der nunmehrigen Frau Zwingli ihr zugebrachtes Gut beförderlich zu verabfolgen und ihr zugesagtes Leibgeding aufzurichten, so werden wir wohl einen Teil der Schuld an der langen Geheimhaltung von Zwinglis Ehe auf das Konto der wenig entgegenkommenden Familie Meyer setzen dürfen. Auch die Erlaubnis, zu ihrem Manne zu ziehen, musste Anna Reinhart am 26. Juli 1524, nur einen Monat vor der Geburt des ältesten Kindes Zwinglis, durch Ratsentscheidung erwirkt werden; bis dann war sie in ihrer früheren Wohnung zum „Höfli“ bei ihren Kindern aus erster Ehe geblieben⁴¹⁾.

Dieses lange Warten hat nun für Zwingli unangenehme Folgen gehabt. Wenn man daran denkt, wie anlässlich Zwinglis Berufung nach Zürich auch von günstig gesinnter Seite diesbezügliche Befürchtungen gehegt wurden, so ist es ganz selbstverständlich, dass seine Feinde unablässig darauf lauerten, ob er es nicht in seinem Verhältnis zum andern Geschlecht irgendwie fehlen lasse. Nun wurde natürlich jedes alberne Gerücht, aber auch jede langsam durchsickernde Neuigkeit über sein Eheleben gern aufgefangen, aufgebauscht und in ehrverletzender Form weitergegeben. So gibt Balthasar Stapfer, Landschreiber zu Schwyz, in einem Briefe vom 19. Oktober 1522 Bericht von einem dort umlaufenden Geschwätz: „ier habendt zwo oder dry pfründen erbredigot, das yer deßter mer hâren gehalten mögent und deßter baß üwer pracht mit tantzen,

³⁹⁾ Mörkofer I 213. — ⁴⁰⁾ Nr. 681. — ⁴¹⁾ Stähelin I 362.

pfiffen, singen, seittenspiel gehalten mügt, etc.“⁴²⁾, und bittet Zwingli, um solchen Angriffen wirksam entgegenzutreten zu können, um Mitteilungen des Sachverhalts. Auch Sebastian Meyer schreibt am 11. November 1522 über „varii rumores“, die über Zwingli in Bern herumgeboten werden⁴³⁾, ohne freilich Ausführlicheres darüber zu sagen. Am unangenehmsten mag Zwingli das gewesen sein, dass ein Basler Theologieprofessor, namens Gebwiler, ehrenrührige Gerüchte über ihn austreute; nach Glarean⁴⁴⁾ soll er sich geäußert haben, Zwingli habe „eim Bidermann sin Wib entführt und by ihr Kind gehebt, drum daß man üch kein Wib heig wellen lassen“. Gerade hier sieht man es besonders gut, wie die Geheimhaltung von Zwinglis Heirat von den Gegnern ausgebeutet wurde; es mag geheissen haben, wäre alles mit rechten Dingen zugegangen, so dürfte man es wissen, aber natürlich liege es in seinem Interesse, ein ehebrecherisches Verhältnis zu verbergen; auch die Kinder — natürlich die Meyerschen — scheinen Stoff zu gefehlten Vermutungen gegeben zu haben. Zwingli liess sich übrigens diese Nachrede nicht gefallen; Bürgermeister und Rat beklagten sich für Zwingli beim Kapitel und der Universität zu Basel über den Ehrabschneider, der dann auskniff, indem er die Sache anders darstellte und sich vor den Behörden mit der Reizbarkeit und Vergesslichkeit seines Alters zu entschuldigen versuchte; doch musste er um Verzeihung bitten⁴⁵⁾. Auch in Solothurn mag das Gerücht von Zwinglis Verehelichung wenig fein kommentiert worden sein, denn Melchior Dürr schreibt von dort, es heisse, mit solchen Sachen werde das Christentum wenig gefördert, vielmehr rieche das völlig nach dem Fleisch und dem alten Adam⁴⁶⁾. Dass alle die genannten Beschuldigungen reine Entstellungen und Erfindungen sind, geht, worauf schon Staehelin hingewiesen hat⁴⁷⁾, am sichersten aus der Tatsache hervor, dass der Zwingli so wenig gewogene Chorherr Hofmann in seiner umfangreichen Klageschrift

⁴²⁾ VII 236 (die genauere Lesart nach der neuen Ausgabe VII 601,14 ff.)

⁴³⁾ VII 244.

⁴⁴⁾ Brief vom Februar 1523, VII 271.

⁴⁵⁾ Egli, Aktensammlung Nr. 340/342.

⁴⁶⁾ Mörkofer I 211.

⁴⁷⁾ Staehelin I 222.

keinen derartigen Vorwurf erhebt, was zu tun er sich sicher nicht versagt hätte, wenn irgend welche sichern Anhaltspunkte vorgelegen hätten.

Und doch empfanden es auch seine Freunde als eine befreiende Tat, als Zwingli seine Ehe endlich durch den öffentlichen Kirchengang bestätigen liess. Bullinger schreibt darüber in seiner Reformationsgeschichte: „Im 1524 iar des 2 tags Aprilis gieng M. Ulrych Zwinglj zur kylchen, mitt frow Anna Reinhartin, Wittwen, die hievor vermächlet gewesen was, Junnkheren Hansen Meyern von Knonow, by dem si gehept einen Sun Gerolden Meyern von Knonow, und zwo dôchteren Junckfrow Agatha und Margreth Meyerin von Knonow, die hernach vermächlet wurdent, die Agatha, Hansen Baltassar Källern, und Margreth, erstlich Anthony Wirtzen, und demnach Hansen Eschern“⁴⁸⁾. In der 1724 geschriebenen Biographie Leo Juds heisst es nach diesem ungefähr gleichen Berichte: „Daher jetzt die Meyer von Knonauw, die Escher, die Keller und die Reinharten den Zwinglinen verschwâgeret und gefreundt sind“⁴⁹⁾. Bernhard Wyss sagt von der Hochzeitsfeier selbst: „Darbi warend meng erlich redlich mann“⁵⁰⁾. Die Freude seiner Gesinnungsgenossen über diesen Schritt Zwinglis lernt man am besten in einem Briefe kennen, den Butzer unterm 14. April 1524 aus Strassburg an den Zürcher Reformator richtete. Es heisst da: „Als ich in einem Briefe Capitos las, dass du deine Ehe vor aller Öffentlichkeit bekannt habest, war ich beinahe ausser mir vor unbändiger Freude. Denn dies eine nur fehlte mir noch an dir. Ich konnte nämlich nicht glauben, dass du nur so wenig Glauben habest und befürchten könnest, Christus möchte dich verheiratet nicht so gut für den Dienst an seinem Wort zu brauchen wissen, als er dich „ehelos“ dafür gebraucht hatte, und ich wollte nicht begreifen, dass du etwa bloss die Dinge hervorzuziehen wagen solltest, die der Antichrist viel leichter ertragen könnte als die Bekanntmachung deiner Heirat. Dass du noch nicht verheiratet warest, seit du dich mit deinen Kollegen durch die Herausgabe

⁴⁸⁾ Bullingers Reformationsgeschichte, herausgegeben von Hottinger und Vögeli. S. 109.

⁴⁹⁾ Miscell. tig. III 1 p. 32.

⁵⁰⁾ S. 33.

einer diesbezüglichen Bittschrift⁵¹⁾ an den Bischof zu Constanz gewandt hattest, habe ich nicht geglaubt; doch als ich mit Fleiss und Scharfsinn bei mir überlegte, aus welchem Grunde du das wohl solange geheim hieltest und es ertrugest, von den einen für einen unsauberen Gesellen, von den andern für einen kleingläubigen Christen gehalten zu werden, konnte ich es nicht herausbringen. Freilich verehrte ich dich ja wegen anderer Dinge, die ich dir verdanke, und zweifelte darum doch nicht daran, dass du bei deiner Handlungsweise Gründe hattest, die bei einem evangelischen Mann nicht durchaus zu verwerfen sind“⁵²⁾. (Schluss folgt.)

Die Schlacht bei Kappel und das Näfengeschlecht.

(Hiezu die Tafeln der beiden Hefte 1916.)

In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, im Hader zwischen Geistlichkeit und Bürgerschaft des reichsfrei gewordenen Zürich haben die neuen Volksprediger, die Prediger- oder Dominikanermönche, in Zürich ihre erste klösterliche Niederlassung im Gebiete der heutigen Schweiz gegründet. Heute noch steht ihr Gotteshaus, der überschlanke Chor der Wissenschaft dienend, das 1611/14 erneuerte Schiff dem Gottesdienste der Predigerkirchgemeinde geweiht. An derselben Stelle, wo die Predigermönche eifrig der Wissenschaft und der Mystik obgelegen haben, wird in kurzem wieder dank der Vereinigung der öffentlichen Bücherschätze Zürichs neues unendlich reicheres geistiges Leben erwachen. Und die Ansätze zu diesem freieren wissenschaftlichen Streben gehen zurück in die Zeiten unseres humanistisch durchgebildeten Reformators Zwingli. Wie ein Symbol der mannhaft erkämpften neuen Zeit leuchtet nun seit den Augusttagen des Kriegsjahres 1915 ein Glasgemälde zwischen dem alten vorreformatorischen Gotteshause und dem neuen Tempel der Wissenschaft. Tritt der Besucher durch das mit lateinischer Inschrift geschmückte Südportal in das dem Gemeindegottesdienste gewidmete Kirchenschiff ein, so sieht er sich gegenüber, in einem von den neuen Mauern der Zentral-

⁵¹⁾ Siehe oben Anmerkung 37.

⁵²⁾ VII 335.